

Defizite und Entwicklungspotentiale des Ökojournalismus

von *Walter Hömberg*

I.

Das Thema Umwelt ist längst kein Randthema des öffentlichen Diskurses mehr.¹ Seit einiger Zeit begegnet es uns auf Schritt und Tritt, und zwar vor allem in vier Bereichen:

1. Rundfunk und Presse berichten von den großen internationalen Klima- und Meereswasser-Konferenzen. Sie dokumentieren penibel und diskutieren engagiert die politischen Auseinandersetzungen um Umweltvernichtung und Umweltschutz. Umwelt wird einerseits als Querschnittsthema behandelt: nicht nur in politischen, regionalen und lokalen Sendungen und Seiten – auch im Wirtschaftsteil, ja selbst im Feuilleton und in der Sportsektion. Andererseits sind dem Thema eigene Publikationsplätze vorbehalten: spezielle Seiten und Sparten bei den Zeitungen – die „taz“ hat hierbei den Anfang gemacht; das jüngste Beispiel ist die „Süddeutsche Zeitung“, die ihren Wissenschaftsteil vor kurzem erweitert hat und ihn jetzt unter dem Titel „Umwelt – Wissenschaft – Technik“ offeriert. Auch der Hörfunk hält eigene Sendeplätze bereit. Ihre Titel lauten „Umweltmagazin“ (Norddeutscher und Bayerischer Rundfunk), „Thema Umwelt“ und „Umweltforum“ (Hessischer Rundfunk), „Wissenschaft und Umwelt“ (Radio Bremen), „Land und Umwelt“ (Süddeutscher Rundfunk) oder „Umwelt-Geschichten“ (Westdeutscher Rundfunk). Das Fernsehen präsentiert seit Jahren eigene Magazine: „Globus“ im Ersten, „Umwelt“ im Zweiten, diverse andere in den Dritten Programmen. Nicht nur Fachzeitschriften, sondern auch spezielle Publikumszeitschriften widmen sich dem Thema: „Natur“ erscheint seit mehr als zehn Jahren, und auch „Öko-Test“ und „Greenpeace Magazin“ behaupten ihren Platz an den Kiosken.

2. Die Wirtschaft hat es längst begriffen: „Schneller Karriere mit Ökologie“ versprach die Titel-Schlagzeile der Managerpostille „Capital“ im September-Heft 1990. Auf der Persil-Flasche steht nicht nur „energieverstärkt“ und „phosphatfrei“, sondern auch „umweltverträglich, weil Waschwirkstoffe vollständig abbaubar“. Mit dem „Blauen Engel“ assoziiert inzwischen niemand mehr Marlene Dietrich und ihren Professor Unrat, sondern das Gütezeichen des Umweltbundesamtes. Selbst mein Kaminkehrermeister Norbert Maier kann nicht darauf verzichten: Sein Brief, mit dem er kürzlich die Jahresrechnung schickte, trägt den stilisierten Umweltengel und die Aufschrift „Schornsteinfegerhandwerk hilft Umwelt schützen“.

3. Ob sich ein Thema durchgesetzt hat, zeigt sich auch in der Tagungskultur und im Bereich der Literatur. Die Zahl von Symposien zu ökologischen Fragen an Evangelischen, Katholischen oder Politischen Akademien ist Legion,

Prof. Dr. Walter Hömberg leitet den Studiengang Journalistik an der Katholischen Universität Eichstätt.

und das Spektrum reicht von konventionellen Formen bis zu ökologischen Studien- und Wanderreisen, wie sie das Evangelische Forum München anbietet. Das Thema hat mit Harald Muellers „Totenschiff“ die Bühne erobert, und es ist inzwischen bei den Großschriftstellern Simmel („Im Frühling singt zum letztmal die Lerche“) und Konsalik („Das Regenwald-Komplott“) angekommen.

4. Der beste Indikator für die Karriere von Themen ist der öffentliche Sprachgebrauch. Im vergangenen Jahrzehnt sind viele einschlägige Begriffe aus diversen Fachsprachen – nicht zuletzt aufgrund journalistischer Popularisierungsbemühungen – in den alltäglichen Wortschatz eingegangen: etwa „Altlasten“, „Biotop“, „GAU“, „Recycling“, „Restrisiko“, „Störfall“ und „Umweltverträglichkeit“.² In kaum einem Begriffsfeld konnten so häufig Worthochzeiten gefeiert werden wie bei den Zusammensetzungen mit „Öko-“, „Bio-“ und „Umwelt-“; und an keinem lassen sich euphemistische Ausdrücke (wie „Entsorgungspark“) und metaphorische Wendungen so gut aufzeigen (während des Historikerstreits wurde z.B. von „Entsorgung der Vergangenheit“ gesprochen).

Kurzum: Natur, Ökologie und Umwelt sind nicht mehr länger, wie noch vor einem Jahrzehnt, Stiefkinder der öffentlichen Debatte, sondern längst Zentralthemen der politischen Auseinandersetzung geworden. Bei den letzten Bundestagswahlen sind gleich drei Öko-Parteien angetreten. Wenn keine von ihnen ins Parlament gekommen ist, so zeigt das nicht unbedingt ihre Erfolglosigkeit, sondern deutet vielmehr darauf hin, daß die Großparteien ihre Ideen erfolgreich adaptiert und absorbiert haben.

Die einschlägige Berichterstattung der aktuellen Massenmedien ist quantitativ stark angewachsen. Doch wie steht es um die Qualität? Am 1. Februar 1989 druckte Hannovers „Neue Presse“ einen Beitrag mit dem Titel „Genmanipulierter Mais wird sechs Meter hoch“. Darin wird über eine Wunder-Züchtung berichtet, die sowohl die Hungerprobleme der Entwicklungsländer lösen könne als auch der Klimakatastrophe entgegenwirke. Obwohl man als Ort dieser Gen-Sensation ein Dorf namens „Klein Güllen“ angegeben findet, hatte die Redaktion nicht gemerkt, daß sie der Fiktion eines Ökojournalisten aufgesessen war, der ihre Kompetenz testen wollte.

Der Flachs von gestern ist der Mais von heute. Und er wächst immer höher dank der Gentechnik. Wie kommt es, daß gestandene Redakteure auf solch bizarre Fiktionen hereinfliegen? Liegt es nur an mangelnder Fachkompetenz? Oder gibt es auch noch andere Gründe?

II.

Vor einigen Jahren habe ich mich bereits mit den Barrieren des Ökojournalismus beschäftigt.³ Diese haben sich seither kaum verändert. Vier solcher Problemzonen möchte ich im folgenden näher betrachten: die Aufmerksamkeitsstrukturen der Massenmedien; die Redaktionsorganisation; Hindernisse, die mit dem Berufsverständnis, den Arbeitsbedingungen und der Kompetenz der Journalisten zusammenhängen; und schließlich den Bereich Mediennutzung und Medienwirkung.

Aufmerksamkeitsstrukturen

Als erstes Hindernis sind die Aufmerksamkeitsfilter der aktuellen Medien zu überwinden. Wir alle wissen, daß die Aufmerksamkeit begrenzt und Selektion notwendig ist. Dies gilt nicht nur für die private, sondern auch für die öffentliche Kommunikation. Was macht Ereignisse nachrichtenswürdig? Dazu gibt es zahlreiche empirische Untersuchungen. Der Kommunikationswissenschaftler Winfried Schulz stellt neun mediale Aufmerksamkeitsregeln als besonders wichtig heraus:

Die erste betrifft die Statushöhe (Macht, Einfluß, Prestige, Prominenz). Sie spielt eine wesentliche Rolle, wenn es darum geht, ob man in die Medien kommt oder nicht. Ein zweites Kriterium ist die Konsonanz, also die Übereinstimmung mit Erwartungen, der stereotype oder rituelle Charakter einer Nachricht. Drittens spielt Negativismus eine Rolle (Konflikte, Krisen, Gewalt, Aggression, abweichendes Verhalten). Als viertes Auswahlkriterium kann man die Nähe nennen, wobei dieses Nahverhältnis ebenso ein politisches sein kann wie ein geographisches oder kulturelles. Fünftens schließlich ist persönliche Betroffenheit wichtig, bezogen sowohl auf die psychische als auch auf die soziale Situation des Leser, Hörers oder Zuschauers. Weiter beeinflussen die Auswahl Personalisierung, Gefühlswert, Kurzfristigkeit, und schließlich kommt noch das Überraschungsmoment hinzu.⁴

Wenn man das Thema Ökologie nun unter dieser Perspektive betrachtet, stellen sich einige der genannten Auswahlkriterien als positiv hinsichtlich der Berücksichtigung dieses Themas heraus, andere als negativ. Als positiv erweist sich paradoxerweise der Negativismus – die ökologische Katastrophenberichterstattung hat darin ihre Wurzel. Schlagworte wie „giftiger Tod“, „schlummender Tod“, „langsamer Tod“ oder auch „Apokalypse“, „Fluch“, „Zeitbombe“ kennen wir aus Presseüberschriften und Fernsehtiteln zur Genüge.

Dann gibt es einige Aufmerksamkeitsregeln, wo es vor allem eine Frage der Umsetzung ist, ob sie auf ökologische Themen zutreffen, nämlich Nähe, persönliche Betroffenheit und Gefühlswert. Zumindest zwei der genannten Punkte betreffen ökologische Themen nicht: Kurzfristigkeit und Überraschungsmoment. Langfristigkeit und Prozeßhaftigkeit sind gerade charakteristische Züge ökologischer Probleme, die dementsprechend auch meist nicht überraschend auftauchen – obwohl in den Medien häufig dieser Eindruck erweckt wird.

Redaktionsorganisation

Die zweite Problemzone stellt die Redaktionsorganisation dar. Die Umwelt ist ein Querschnittsthema mit vielen Facetten. Umweltthemen betreffen sowohl Politik als auch Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft, Sport und last not least Lokales und Regionales. In den Redaktionen aber herrscht das arbeitsteilige Prinzip der Gliederung in Ressorts. Folglich fallen solche Themen dann häufig zwischen die organisatorischen Raster. Was läßt sich dagegen unternehmen? Drei verschiedene Wege scheinen mir gangbar:

Den ersten Therapievorschlag könnte man als Institutionalisierungsmodell bezeichnen. Damit ist gemeint, daß z.B. für die Ökologie eine eigene Redaktion eingerichtet, eine eigene Sparte vorgesehen oder ein eigener Sendeplatz freigehalten wird. Beim Bayerischen Rundfunk ist man diesen Weg seit Beginn der 80er Jahre gegangen. Zunächst konnte die entsprechende Fernsehredaktion allerdings nicht über einen eigenen Sendeplatz verfügen, sondern hat für verschiedene andere Sparten Beiträge geliefert. Im Hörfunk spielte der Hessische Rundfunk den Vorreiter. Auch bei Zeitungen und Zeitschriften gibt es inzwischen manche Beispiele solcher Institutionalisierung.

Die zweite Lösungsmöglichkeit ist eine Art Infiltrationsmodell, nach dem man ökologisches Wissen und Bewußtsein in andere Ressorts gewissermaßen einsickern läßt. Das ist etwa über die Wissenschaftsredaktionen möglich (allerdings sind diese nur selten vorhanden⁵⁾) oder auch über die Wirtschaftsredaktionen. Diese Strategie kann im Laufe der Zeit durchaus Erfolg bringen. Beispiele sind hier einerseits Illustrierte wie der „Stern“, andererseits große Tageszeitungen wie die „Süddeutsche Zeitung“.

Beim dritten Therapievorschlag handelt es sich um ein flexibles Organisationsmodell. Ich denke an eine Projektredaktion, an der verschiedene Redaktionsmitglieder aus unterschiedlichen Ressorts in einem lockeren Verbund beteiligt sind. Bisher herrscht im Journalismus noch weitgehend eine Einzelkämpfermentalität vor, und zum Teil werden die Konkurrenzverhältnisse verinnerlicht. Gegenüber solcher individuellen Profilierung ist es vordringlich, die Kooperation zu fördern. Eine auf Teamwork basierende Projektredaktion könnte, variabel in Zusammensetzung und Arbeitsweise, auf große gesellschaftliche Probleme und natürlich auch auf das Umweltthema angesetzt werden. Versuche dazu gab es etwa beim ZDF mit dem Schwerpunktprogramm „Unsere Umwelt“. Es gibt sie bei einigen Hörfunksendern. Und auch „Der Spiegel“ arbeitet ähnlich. Die Titelgeschichte „Ölpest vor Alaska“ vom 3. April 1989 z.B. haben zwei USA-Korrespondenten, ein entsandter Reporter, zwei Wissenschafts- und ein Wirtschaftsredakteur gemeinsam recherchiert und produziert.

Berufsverständnis und Arbeitsbedingungen

Im Berufsverständnis der Journalisten liegt eine weitere Barriere, die die Darstellung von Umweltthemen in den Medien behindern kann. Für den journalistischen Alltag ist es nicht unwichtig, wie sich der Journalist selbst sieht. Von verschiedenen Rollen-Selbstbildern möchte ich drei kurz skizzieren:

Das erste ist der Journalist als Vermittler, der Nachrichten, die an ihn herangetragen werden, sammelt und selektiert. Er sieht sich als eine Art Relaisstation, gleichsam als Transportarbeiter der Information. Vorausgesetzt wird dabei, daß es in der Gesellschaft genügend Institutionen gibt, die für den Input sorgen, speziell Pressestellen und Pressesprecher. Das Problem eines solchen journalistischen Selbstverständnisses liegt auf der Hand: Solche Informationsabgabestellen sind in der Regel immer bei ganz bestimmten Gruppen angesiedelt, bei organisierten Interessen nämlich. Dadurch werden viele Bedürfnisse, gesellschaftliche wie individuelle, nicht oder kaum berücksichtigt.

Der Journalist kann sich selbst aber auch als Kritiker und Kontrolleur verstehen. Diese Auffassung findet sich nicht zuletzt im Bereich des politischen Journalismus. Politische Journalisten orientieren sich stark an den politischen Eliten, und Vorstellungen wie jene von den „Medien als vierte Gewalt“ haben hier ihren Ursprung.

Schließlich ist in unserem Zusammenhang noch ein anwaltschaftliches journalistisches Selbstverständnis von Bedeutung. Der Journalist, der sich als Anwalt begreift, versucht in einer Art Hebammenfunktion den Sprachlosen zum Wort zu verhelfen. Bezogen auf Ökologie hat etwa Horst Stern ein solches Rollenverständnis vertreten.⁶ Im Hinblick auf die Umwelt ist dies besonders naheliegend.

Der aktuelle Medienjournalismus ist in der Regel punktuell orientiert. Für ökologische wie auch für wissenschaftliche Themen wäre es dagegen notwendig, prozessualen und projektbezogenen Journalismus zu betreiben. Auch die bereits erwähnte Fachkompetenz ist in diesem Zusammenhang wichtig. Der Mammut-Mais aus Klein-Gülen ist kein Einzelfall. In den meisten Redaktionen ist die naturwissenschaftliche Kompetenz markant unterentwickelt, denn Journalisten studieren traditionellerweise geistes- oder sozialwissenschaftliche Fächer.

Nutzung und Wirkung

Ein weiteres Hindernis liegt in der selektiven Nutzung durch das Medienpublikum. Verschiedene Untersuchungen haben eine wachsende Wissenskluft diagnostiziert.⁷ Wenn man auf ökonomischem Gebiet beobachten kann, daß die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, so zeigt sich nach der Hypothese vom „increasing knowledge gap“ eine ähnliche Tendenz im Informationsbereich: Die Bevölkerungsgruppen mit höherem sozio-ökonomischen Status und höherer formaler Bildung eignen sich Informationen rascher an als Bevölkerungssegmente mit niedrigerem Status, die Wissensschere öffnet sich immer weiter.

Die Hypothese der wachsenden Wissenskluft, zuerst im Jahre 1970 formuliert von der Forschergruppe um Philipp J. Tichenor an der Universität von Minnesota, ist inzwischen differenziert worden. Andere Forscher haben die Einflüsse intervenierender sozialpsychologischer Variablen wie Motivation und Interesse betont. Die empirischen Befunde sind nicht einheitlich. Aber gerade für die Vermittlung wissenschaftlichen Wissens, das ja nicht primär ein Themen- und Faktenwissen, sondern ein Strukturwissen ist, deuten die bisher vorliegenden Daten doch in die von der Minnesota-Gruppe gewiesene Richtung. Solche kommunikativen Privilegierungszusammenhänge sind sorgfältig zu beobachten; genauso sorgfältig wie die Erkenntnisse zur Wissenschafts- und Technikakzeptanz, die leider zu oft holzschnittartig wiedergegeben und damit verfälscht werden.

Zur Illustration dieses Effekts kann das Ergebnis einer Umfrage dienen, die das Emnid-Institut in der Bundesrepublik Deutschland durchgeführt hat. Im

März 1981 wurde ein repräsentativer Querschnitt der Bevölkerung ab 14 Jahren befragt: „Haben Sie in der letzten Zeit sehr viel, viel, etwas, wenig oder nichts über die Gefährdung unserer Umwelt gehört oder gelesen?“ 47 Prozent der Befragten antworteten mit „sehr viel“ oder „viel“. Auffällig ist, wie sehr sich die Antworten nach Bildungsgruppen unterscheiden. Von den Befragten mit Volksschulabschluß hatten 42 Prozent „sehr viel“ bzw. „viel“, von denjenigen mit Abitur oder Universitätsabschluß 69 Prozent „sehr viel“ bzw. „viel“ über Umweltgefährdungen gehört oder gelesen.⁸

Die Umfrage wurde 1989 wiederholt. Die Wahrnehmung der Umweltgefährdung durch Mediennutzung hatte deutlich zugenommen: 61 Prozent gaben an, „sehr viel“ oder „viel“ über die Umweltgefährdung erfahren zu haben. Allerdings zeigte sich auch diesmal, daß Befragte mit niedriger Schulbildung weniger über Umweltthemen gelesen oder gehört hatten.⁹

Hier kommt jener Effekt zum Ausdruck, der sich durch die Hypothese von der wachsenden Wissenskluft erklären läßt. Die Konsequenz kann nur eine ökologische Erziehung sein, die schon auf einer frühen Stufe ansetzt, also bereits in der Familie, im Kindergarten und in der Schule beginnt.

Vielleicht kann eine List der Vernunft weiterhelfen: Aus der Leserforschung wissen wir, daß in den Zeitungen Berichte über die lokalen und regionalen Themen etwa dreimal so häufig gelesen werden wie Beiträge in den Spezialressorts Wirtschaft, Feuilleton oder Wissenschaft. Sollen also möglichst viele Mediennutzer erreicht werden, müssen sich Journalisten gerade im lokalen und regionalen Bereich stärker mit ökologischen Fragen beschäftigen. Die Devise „Global denken – lokal handeln“ macht auch im Journalismus Sinn.

III.

Die globalen Umweltprobleme werden die Themen der 90er Jahre sein: die Klimaänderung durch die sogenannten Treibhausgase, die Schädigung der Ozonschicht, das Sterben der Wälder und die Dezimierung der Artenvielfalt, die Gefährdung von Boden und Wasser, das Müllproblem, die Nebenfolgen veralteter Technologien.¹⁰ So katastrophal die Zustände sind – nicht zuletzt in den Ländern des real kaum noch existierenden Sozialismus, wo man sie bis vor kurzem fast völlig ignoriert hat -, der Ökojournalismus muß sich davor hüten, nur Katastrophenpotpourris zu liefern.

Nach den Defiziten sollen die Perspektiven und Entwicklungspotentiale angesprochen werden. Ich beschränke mich – schon aus Gründen der Symmetrie – auf vier Punkte.

Das Katastrophenparadox

Unter diesem Titel hat Volker von Prittwitz vor kurzem die Umriss einer Theorie der Umweltpolitik veröffentlicht.¹¹ An Beispielen wie Smogalarm und Strahlenschutz macht er deutlich, daß Umweltprobleme häufig erst politisch

thematisiert werden, nachdem die Umweltbelastung gesunken ist und ihren äußerst bedrohlichen Charakter verloren hat. Während der Katastrophe verhalten sich die politisch-gesellschaftlichen Institutionen als Teil der Katastrophe, verstärken sie also noch. Ähnliches konnte man in der Medienreaktion auf den Reaktorunfall in Tschernobyl beobachten. Zu Recht ist hier von einem Informations-GAU gesprochen worden.

Die Makroperspektive des Politikwissenschaftlers muß ergänzt werden durch die Mikroperspektive des Psychologen. Eine jüngst veröffentlichte Studie von Frank Michael Ruff zeigt, daß ein großer Teil der Bevölkerung mit der Umweltberichterstattung unzufrieden ist und sich sachliche Informationen wünscht.¹²

Permanentes Katastrophengeschehen kann auch dazu führen, daß das Risikobewußtsein geschwächt statt gestärkt wird. Bumerang-Effekte wie Informationsverdrängung und -umdeutung verhindern ein problemadäquates Verhalten.

Lob der Langsamkeit

„Time is money“ – seit Beginn der Industrialisierung ist dieses Diktum, bereits Mitte des 18. Jahrhunderts von Benjamin Franklin formuliert, eine der wichtigsten Grundregeln moderner Gesellschaften geworden. Auch die Medien haben durch ihre immer kürzeren Erscheinungsfolgen diesen Beschleunigungsrausch mitgemacht – bis hin zur Simultaneität der Funk- und Fernsehmedien.¹³

Das Tempo wurde erstmals für das Medium Film zu einer entscheidenden ästhetischen Kategorie. Vor allem die Technik der Montage produziert ein verändertes Raum- und Zeitgefühl, indem sie „die Beschleunigung in der Darstellung vom Darsteller weg in die Struktur des Films“ verlegt.¹⁴ Film und Fernsehen stehen unter dem Diktat der Bewegung und verkörpern wie kein anderes Medium das Fortschritts-tempo der Industriegesellschaft. Der schnelle Reizwechsel durch Raum- und Zeitsprünge, die unvermittelte Aufeinanderfolge von Schwenks, Zooms und Kamerafahrten, von Schuß und Gegenschuß, von Totale und Ausschnitt – all dies vermittelt den Eindruck rasanter Dynamik. Die neue Ästhetik verlangt vom Publikum ganz neue Wahrnehmungsweisen.

Es ist wohl kein Zufall, daß die auflagenstärkste der neuen „Zeitgeist“-Zeitschriften den Titel „Tempo“ trägt. Mit dem Zerfall des Fortschrittskonsenses werden allerdings zunehmend gegenläufige Zeitkonzepte propagiert: etwa die ruhende Zeit der Meditation, wie sie in asiatischen Religionen beheimatet ist, oder die (Wieder-)„Entdeckung der Langsamkeit“ als ästhetisches Programm. Im gleichnamigen Roman Nadolnys provoziert John Franklin durch seine Langsamkeit die Umwelt. Und für die Durchlauferhitzer-Dramaturgie der Audiovision kann man sich keine größere Provokation denken als Andy Warhols Film „Sleep“, der sechs Stunden lang nichts anderes zeigt als einen schlafenden Mann.

Die ökologische Berichterstattung kann die medienspezifischen Produktions- und Transformationsregeln nicht ignorieren. Sie sollte aber auch gegen-

läufige Konzepte anbieten. Der Österreichische Rundfunk hat kürzlich eine dreiteilige Fernsehserie von Petra Thorbrietz zum Thema Wasser ausgestrahlt: dreimal 45 Minuten in der Hauptsendezeit. Ist das hierzulande undenkbar?

In diesem Kontext muß man auch an ein Medium erinnern, das bei solchen Diskussionen häufig vergessen wird: das Buch. Dieses kompakte Speichermedium eignet sich hervorragend zur Darstellung ökologischer Zusammenhänge. Gruhls „Ein Planet wird geplündert“, Lorenz' „Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit“, Amerys „Natur als Politik“, Meyer-Abichs „Aufstand für die Natur“, Weizsäckers „Erdpolitik“ – es ist kein Zufall, daß solche programmatischen Schriften in Buchform erschienen sind. Inzwischen gibt es ein breites Angebot einschlägiger Einzelschriften und Buchreihen.

Infrastrukturen sind nötig

Dabei geht es zunächst um die Infrastrukturen in den Redaktionen, in den Verlags- und Funkhäusern; sie sind ja bereits angesprochen worden. Weiter geht es um übergreifende Infrastrukturen. Die Wissenschaftsjournalisten haben sich in mehreren Fachvereinigungen zusammengeschlossen. Diese sind zwar berufspolitisch nicht sonderlich effizient, bieten aber ein kollegiales Forum für fachlichen Austausch.¹⁵

Auch im Bereich Ökologie tut sich hier manches. 1987 wurde anlässlich einer Messe für Umwelttechnik in München ein „Arbeitskreis Umweltpresse“ gegründet, der gegenwärtig rund 50 Mitglieder hat, darunter Pressesprecher von Unternehmen. Und vor kurzem haben sich Medienleute einerseits zu einer „Journalisten-Aktionsgemeinschaft Umwelt“, andererseits zu einem „Umweltjournalistenverein“ zusammengeschlossen.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Ausbildung. Die bestehenden Journalistik-Studiengänge behandeln den Umweltjournalismus kaum, vielleicht mit Ausnahme des Aufbaustudiengangs in Hohenheim. Im Januar 1991 begann in Köln für Absolventen bio-, natur-, ingenieurwissenschaftlicher und medizinischer Studiengänge ein 16monatiger Fortbildungskurs „Fachjournalist/in für Umweltfragen“. Veranstalter ist die Fortbildungakademie der Wirtschaft.

Bei den allgemeinen journalistischen Fortbildungsangeboten sieht es schlecht aus. Gelegentlich findet ein kurzes Kompaktseminar in Hagen, in Berlin, in Wien statt – sonst gibt es nichts Nennenswertes. Hier bleibt viel zu tun. Immerhin ist ein entsprechendes Handbuch innerhalb der Reihe „Praktischer Journalismus“ angekündigt.

Lust und Nutz

Am 19. August 1747, also vor gut 240 Jahren, druckte die Berliner Zeitschrift „Der Naturforscher“ eine Leserzusage ab, die so beginnt: „Herr Naturforscher, ich habe alle Ihre Blätter bishero gelesen, weil ich Ihr Freund bin. Ich kann es leicht erraten, daß Ihnen diese Ursache nicht allzuwohl gefallen wird.

'Schlecht genug!' werden Sie sagen, 'daß es bloß aus Freundschaft geschehen ist. Sie hätten sie lesen sollen, weil sie schön und gründlich geschrieben sind.' Nun gut, gut! Erzürnen Sie sich nur nicht! Ich habe das letzte noch nicht geleugnet, da ich Ihnen das erste von mir berichte. Ihre Blätter können gründlich und schön sein. Muß ich sie aber deswegen lesen? Ich müßte viel Zeit auf das Studieren zu wenden haben, wenn ich alle Schriften von dieser Gattung lesen wollte. Was ich lesen soll, muß mich vergnügen können.“

Nach dieser Einleitung kommt der Verfasser zum Zweck seines Briefes: „Ich wollte Ihnen nämlich schreiben, Sie sollten sich gefallen lassen, mich künftighin entweder nicht mehr unter Ihre Leser zu rechnen, oder in Ihren Stücken mehr Einfälle, mehr Witz, kurz, mehr von dem anzubringen, was mich und meinesgleichen vergnügen kann. Sie schreiben zu trocken.“

Der Autor dieser Leserzuschrift war damals erst 18 Jahre alt. Er hieß Gotthold Ephraim Lessing. Ich habe die Stelle zitiert, weil hier eine Grundregel der klassischen Rhetorik eindrucksvoll wiedergegeben ist: die Formel vom „prodesse et delectare“, vom Nutzen und Vergnügen.

Dies sollte auch für den zeitgenössischen Journalismus eine Leitformel sein. Sie taucht bereits im Titel einer frühen Schrift über die Massenmedien von Kaspar Stieler auf. Diese stammt aus dem Jahre 1695, und der Titel lautet „Zeitung Lust und Nutz“.

Anmerkungen:

- 1 Dieser Beitrag beruht auf einem Referat, das der Autor am 7. Dezember 1990 in der Evangelischen Akademie Baden, Bad Herrenalb, gehalten hat.
- 2 Vgl. Gerhard Strauß/Ulrike Haß/Gisela Harras, *Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch*. Berlin-New York 1989, 377ff.
- 3 Referat beim Fachseminar „Ökologie und Medien“ des österreichischen Kuratoriums für Journalistenausbildung, Wien, 27. Mai 1982.
- 4 Winfried Schulz, *Mechanismen des Zugangs zur Öffentlichkeit*, in: Günter Alexander Neuhaus (Hg.), *Pluralität in der Medizin*. Frankfurt/M. 1980, 155; ders., *Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien*. Freiburg-München 1976, 32ff.
- 5 Siehe dazu Walter Hömberg, *Das verspätete Ressort. Die Situation des Wissenschaftsjournalismus*. Konstanz 1989, 31ff.
- 6 Horst Stern, *Der Journalist als Anwalt seiner Umwelt*, in: Anna-Luise Heygster/Walter Schmieding (Hg.), *Fernsehkritik. Publikum und Publizisten*. Mainz 1979, 107-118.
- 7 Vgl. Ulrich Saxer, *Wissensklassen durch Massenmedien? Entwicklung, Ergebnisse und Tragweite der Wissenskluftforschung*, in: Werner D. Fröhlich/Rolf Zitzlsperger/Bodo Franzmann (Hg.), *Die verstellte Welt. Beiträge zur Medienökologie*. Frankfurt/M. 1988, 141-189.
- 8 *Die Rezeption von Umweltproblemen in den Massenmedien*, in: *Emnid-Informationen*, 33. Jg. 1981, Nr. 4, 11f.
- 9 *Die Rezeption von Umweltproblemen in den Massenmedien*, in: *Emnid-Informationen*, 41. Jg. 1989, Nr. 2-3, 18f.
- 10 Vgl. dazu Udo E. Simonis/Ernst U. von Weizsäcker, *Globale Umweltprobleme/Global Environmental Problems*. Berlin 1990 (Paper FS II 90-401 des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung).

- 11 Volker von Prittwitz, Das Katastrophenparadox. Elemente einer Theorie der Umweltpolitik. Opladen 1990.
- 12 Frank Michael Ruff, „Dann kommt halt immer mehr Dreck in den Körper.“ Reaktionen auf die wachsende Umweltbelastung und die steigenden gesundheitlichen Risiken, in: Psychologie heute, 17. Jg. 1990, H. 9, 32-38.
- 13 Vgl. Walter Hömberg, Zeit, Zeitung, Zeitbewußtsein. Massenmedien und Temporalstrukturen, in: Publizistik, 35. Jg. 1990, H. 1, 5-17.
- 14 Knut Hickethier, Die Beschleunigung und Illusionssteigerung in der Darstellenden Kunst, in: ders., Medienzeit – Beschleunigung und Verlangsamung. Siegen 1986, 18.
- 15 Vgl. Ulrich Detsch/Walter Hömberg, Berufspolitisch enthaltsam. Journalistische Fachvereinigungen im Bereich Wissenschaft, Technik, Ökologie, in: Medium, 20. Jg. 1990, H. 1, 63-67.

SUMMARY

The author deals with the current topic of „eco-journalism“, which plays an important role in media and the general usage of language. Nature, ecology and environment have become central subjects of thought within the political debate.

In many cases, however, newspaper and radio stations lack the necessary expert competency as regards ecological problems. But also the selective public use of the media as well as the „increasing knowledge gap“ (Tichenor) make an appropriate presentation of ecological topics more difficult.

The author is looking for better ways and possibilities to bring the organisation of the editorial offices and the way journalists view their profession into line with the subject matter of „eco-journalism“, and to offer the public an appropriate coverage.

RÉSUMÉ

L'auteur se penche sur le sujet actuel de l'„écojournalisme“, qui joue un rôle important dans les médias et dans le langage courant. La nature, l'écologie et l'environnement sont devenus des thèmes centraux dans le débat politique.

Les journaux et la radio manquent souvent de la compétence nécessaire pour les problèmes écologiques. Mais également, l'utilisation sélective des médias par le public, et „l'abîme grandissant du savoir“ (Tichenor), rendent difficiles une présentation appropriée des thèmes écologiques.

L'auteur cherche des possibilités et des voies afin de mieux adapter la compréhension professionnelle ainsi que l'organisation des rédactions au thème de l'„écojournalisme“, et d'offrir un exposé approprié au public.

RESUMEN

El autor se ocupa del tema „periodismo y ecología“ que hoy, tanto en los medios de comunicación como en el lenguaje cotidiano, juega un papel importante. La naturaleza, la ecología y el medio ambiente se han transformado en temas centrales de la discusión política.

Sin embargo, en muchos casos en los periódicos y estaciones de radio falta la necesaria competencia para tratar los problemas ecológicos. También el uso selectivo de los medios de comunicación por el público y el „creciente divergencia del saber“ (Tichenor) dificultan una presentación adecuada de los temas ecológicos.

El autor busca posibilidades y caminos para adecuar mejor la comprensión profesional de los periodistas y la organización de las redacciones al tema de „periodismo y ecología“ y así poder ofrecer al público una información adecuada.